

Beilage zum Progr. Nr. 439.

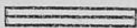
Treffpunkte der Jahrtausende.



Von

Dr. F. Ziller,

Professor am Ratsgymnasium zu Osnabrück.



Osnabrück.

Druck von J. G. Kisling.
1913.

905
4 (1913)

439.



Treffpunkte der Jahrtausende. *)

Solcher Punkte gibt es in allen, selbst jüngeren Kulturländern. Auch bei uns. Am Fuße der Felsen, über die vor Jahrtausenden das Blut der Opfertiere rann und wo im Mittelalter der christliche Priester vor dem Kreuzbild Gottes die Messe sang, bewegt sich heute an schönen Sommertagen unter den Klängen neuersten Operetten- und Walzermelodien die feiernde Menge Schüler, blumenbekränzte Mädchen begrüßen auf Schulplätzen mit „Alles neu macht der Mai“ den den Wettern unbeweglich trokenden „Teufelsstein“, und an den Zeugen einer längst im Dunkel der Vergangenheit liegenden Kraft, an Dolmen und Steinkreisen vorbei, saust die geschäftige Gegenwart.

Druckfehlerberichtigung.

Seite 9 Zeile 4 von unten statt 760 lies 670.

Wieviel wirksamere Sprache aber reden zu uns derartige Länder alter und ältester Kultur, die vernehmlichste Jahrtausenden die großen Geschichte bildenden Völker und des Occidents, ihre Waffen und ihre Kulturen, haben eingebracht, in Palästina, in Syrien, in Kleinasien. Hier hat sich zuerst im Kampfe um die Weltherrschaft Ägypter, Babylonier; ihren Streitwagen folgte, erobernd und zerstörend, die griechische Phalanx, dieser der kraftvoll schallende Donner der römischen Weltmonarchie, und dann, später, vom Osten her die Welle der Westeroberung entflammt, Arabiens kriegerischer Sturm und endlich seinerseits, nach zweihundertjährigem Ringen und Kampfe, der Eifer des fränkischen Kreuzritters, sein Licht

Auf diesem Gesichtspunkte sollen nur einige Eindrücke gegeben werden, die ich bei einer dank dem Entgegenkommen der Behörde und des Direktors und Lehrerkollegiums mir ermöglichten Orientreise (1912) empfangen habe. Wer eine objektive Darstellung vorziehen würde, den bitte ich diese „Beilage“ zu übersehen.

Der Verfasser.



Treffpunkte der Jahrtausende. *)

Solcher Punkte gibt es in allen, selbst jüngeren Kulturländern. Auch bei uns. Am Fuße der Felsen, über die vor Jahrtausenden das Blut der Opfertiere rann und wo im Mittelalter der christliche Priester vor dem Kreuzbild Gottes die Messe sang, bewegt sich heute an schönen Sommertagen unter den Klängen der modernsten Operetten- und Walzermelodien die feiernde Menge der Ausflügler, blumenbekränzte Mädchen begrüßen auf Schwanderungen mit „Alles neu macht der Mai“ den den Wettern und Zeiten unbeweglich trogenden „Teufelsstein“, und an den dauernden Zeugen einer längst im Dunkel der Vergangenheit ruhenden Riesenkraft, an Dolmen und Steinkreisen vorbei, saust im Automobil die geschäftige Gegenwart.

Eine viel wirksamere Sprache aber reden zu uns derartige Plätze in den Ländern alter und ältester Kultur, die vernehmlichste da, wo seit Jahrtausenden die großen Geschichte bildenden Völker des Orients und des Occidents, ihre Waffen und ihre Kulturen, zusammenstießen, in Palästina, in Syrien, in Kleinasien. Hier begegneten sich zuerst im Kampfe um die Weltherrschaft Ägypter, Chettiter, Babylonier; ihren Streitwagen folgte, erobernd und segenspendend, die griechische Phalanx, dieser der kraftvoll schaltende Adler der römischen Weltmonarchie, und dann, später, vom Sturmgeiste der Welteroberung entflammt, Arabiens kriegerischer Islam, der endlich seinerseits, nach zweihundertjährigem Ringen mit dem Glaubenseifer des fränkischen Kreuzritters, sein Licht

*) Unter diesem Gesichtspunkte sollen nur einige Eindrücke geschildert werden, die ich bei einer dank dem Entgegenkommen der Behörden sowie des Direktors und Lehrerkollegiums mir ermöglichten Orientreise (1912) empfangen habe. Wer eine objektive Darstellung vorziehen würde, den bitte ich diese „Beilage“ zu übersehen.

Der Verfasser.

und seine Kraft in den Dienst des tatarischen Halbmondes stellte. Jede dieser großen Völkerbewegungen aber hat hier ihre Spuren eingegraben, ihre Denksteine errichtet, und oft sind diese Spuren, diese Male so nahe aneinandergerückt, so auf einen Punkt zusammengedrängt, daß sie, obgleich Jahrhunderte und Jahrtausende zwischen ihnen liegen, sich jetzt unmittelbar berühren und wie zu einem Ganzen verbunden erscheinen. Wo sie aber so, mit einem Blicke überschaubar, uralte und jüngste Vergangenheit in Gegenwart verwandelnd, vor unsere Augen treten, da werden sie zu einer stummen Predigt von Zeit und Ewigkeit. Auch uns scheinen dann wohl tausend Jahre wie ein Tag.

Ganz besonders mag von solchen Gedanken der Forscher ergriffen werden, der in die Tiefe gräbt. Schicht auf Schicht des erstarrten Lebensstromes, bis hinab zur karglichen Hinterlassenschaft des prähistorischen Menschen der Steinzeit, hat er mit seinem Spaten durchbrochen, und jede neue Schicht, auf die er stieß, hat ihm neue Kunde gegeben von Jahrhunderte langem Wirken der Völkerstämme, die hier gebaut, gehaust, gekämpft und gelitten haben. Endlich, bei den Anfängen aller menschlichen Kultur angelangt, darf er ruhen von der Arbeit. Was die Geschichte „auf ihrem großen Gange in weiten Fernen auseinanderzog“, steht es da vor seinem wundernden Blick, ein Ganzes und in allen seinen Teilen Gegenwärtiges. Zwar ist, was das sinnliche Auge wahrnimmt, nur ein Querschnitt durch das Trümmer- und Leichenfeld der Geschichte; aber der Kenner entdeckt darin die Urkunde einer wachsenden und werdenden Geschichte. Und wenn er die Kurzschrift dieser Urkunde zu lesen, zu deuten und zu werten vermag, dann wandelt sich ihm der kalte Stein in lebendige Seele; er fühlt den warmen Odem tätig schaffender Menschen, und im glücklich ergriffenen Moment kann er das Leben von Jahrtausenden durchkosten.

In dieser den Menschen über sich selbst und die Zeit erhebenden Wirkung besteht der eigenartige Vorzug jener durch die moderne Kulturentwicklung längst überholten, dafür aber im hervorragendsten Sinne „historischen Landschaften“. Wer, als „Orientreisender“, von dieser Eigenart nichts verspürt, der wird sich schließlich, eingestandener- oder nicht eingestandenermaßen, zu der großen Schar der „Enttäuschten“ schlagen müssen, die jeder Ver-

gnügnungsdampfer von dort zurückbringt. Aber hätte nicht auch er etwas davon verspüren können?

Auch über der Erde, jedem sichtbar, sind auf diesem Boden die Denkmäler der verschiedensten Zeitalter so reich ausgestreut, die Spuren weit auseinanderliegender oft so nahe aneinandergedrückt, daß wir, auch ohne dem Fachmann auf seinem beschwerlichen Wege unter die Erde zu folgen, als bloße Liebhaber, sozusagen als Spaziergänger, Ähnliches erleben und genießen können wie er. Wir brauchen uns bloß mit offenem Auge und aufgeschlossenem historischen Sinn hier umzusehen, und das erhebende Bewußtsein, in einem Augenblick Jahrtausende zu umfassen, wird auch bei uns sich einstellen, oft unge sucht und dann um so wirkungsvoller. Das zu zeigen ist der Zweck der folgenden kleinen Skizze, die, wie schon die erzählende Form es andeutet, nichts weniger sein will als eine wissenschaftliche Abhandlung.

Schon mehrere Stunden währt die Fahrt durch die tief einschneidende Bucht von Smyrna. Endlich erglänzt, ganz im Hintergrunde, die Stadt, die „Perle des Orients“, von hier aus aber eher der goldschimmernden Fassung eines dunklen Saphirs vergleichbar. Langsam und vorsichtig, immer vorsichtiger, bewegt sich das Boot; am behutsamsten vor der schmalen Einfahrt. Sieht es sich doch hier ganz besonders bedroht von den unterseeischen Minen, dieser infernalsten Erfindung unserer europäischen Zivilisation. Der Hafen selbst, einer der wenigen modernen Häfen, über welche die Türkei verfügt, ist geräumig und ruhsam. Zwischen der weithinausragenden Mole und dem langgedehnten Quai flattern vielfarbig die Wimpel griechischer, ägyptischer, amerikanischer, deutscher Dampfer. Jenseits ziehen sich in stattlicher Reihe moderne Gebäude hin: Bank, Theater, Kinematograph, Hotels und, uns gerade gegenüber, mehrere offene Restaurants; in und vor ihnen sitzen, Kaffee, Likör oder Bier trinkend, hinter Zeitungen versteckt oder mit Waffen beschäftigt, spielend oder plaudernd, die Habitués und andere Gäste. Alles nach französischem Muster. Auf der Quaistraße — es ist Spätnachmittag — promenieren elegante Damen und Herren, sämtlich in europäischer Gewandung; der Turban fehlt gänzlich, und der Tarbusch wagt sich

aus der Fülle der bunten und riesigen Damenhüte nur schüchtern hervor. Sind wir wirklich im Orient? Noch vor wenigen Tagen hatten wir in Damaskus ein Stück guten Orients gekostet, und dieser europäisierende Aufputz berührt uns fremdartig. Aber wir können ihm leicht entgehen. Wir brauchen bloß das nächste Quergäßchen hinaanzusteigen, und wir finden uns sofort in den echten Orient und ins Mittelalter — Orient ist Mittelalter — zurückversetzt. Schmale krumme Straßen, jede mit ihrem Gewerbe, streng gesonderte Stadtviertel, jüdische, lateinische, mohammedanische, armenische, ein jedes charakterisiert durch die Typen und die Tracht der Insassen, die mohammedanischen noch insbesondere durch die hölzernen Fensterbergatterungen, aber überall das gleiche Gewimmel: vor den Türen oder in offenen Gelassen das emsig arbeitende Kleinhandwerk; hinter ärmlichen Auslage-tischen der Krämer und Larbuschplätter; vom Getriebe stark eingeengt, aber versonnen in seinem Winkel hochend der Nargilehraucher; mitten im Menschengewühl, gerade einen Brotladen zum Munde führend, der Eselstreiber, und dicht vor ihm, von seinem Tiere beschnüffelt, die Frau aus dem Volke, auf der Schulter ihr Jüngstes, in der Hand das eben um einige Paras erstandene Abendbrot. Vergaß und bergab, von Menschen und Gerüchen, von Eseln und Kamelen, von Schreien und Schelten umdrängt, so gelangen wir zu der breiteren Sattlergasse, wo das nach altorientalischer Sitte bunt ausgestaffte Sattelzeug angefertigt und feilgeboten wird. Hier findet es auch sofort seine Verwendung: durch einen langen Zug von Kamelen kündigt sich die „Karawanenstraße“ an. Seit den ältesten Zeiten vermittelt sie den Verkehr mit dem Inneren Kleinasiens, und wir sehen, daß dieser primitive Verkehr auch heute noch nicht aufgehört hat. Diesseits der Melesbrücke liegt, auf altgriechischer Grundlage erbaut, immer noch die große Karawanenerei, das Quartier für die Kameltreiber, für die Kamele und für die Waren, die hier am Ende ihrer mühseligen Fahrt angelangt sind. Aber mitten in dieses Altertum hinein dringt plötzlich der schrille Pfiff der Lokomotive: ganz in der Nähe ist eine Eisenbahnstation — sie nennt sich mit sieghafter Ironie „Bahnhof Karawanenbrücke“ —; in die Karawanenerei selbst aber rückt im selben Augenblick ein nach preussischem Muster einexerziertes Bataillon ein. Es ist Krieg, und so hat sich in der alten

Kamelherberge gegenwärtig die moderne türkische Infanterie ein-
genistet.

Wer ist in Smyrna gewesen, ohne den „Bagos“ besucht zu haben? Die meisten Fremden wandern der schönen Aussicht wegen hinauf. Uns reizt noch mehr das historische Interesse. Schon aus der Ferne locken die mittelalterlichen Türme. Was sie uns versprechen, sehen wir erfüllt. Als richtige Dilettanten verlangen wir auch von der ernstesten Historie nichts als ästhetischen Genuß. Und den gewährt uns der Schauplatz dieses Gipfelplateaus sowohl durch seine beherrschende Lage wie durch sein weites Trümmersfeld. Wie viele Völker und Rassen haben nicht auf diesen Boden ihren Fuß gesetzt, wie viele nicht an diesen Befestigungen über und unter der Erde gebaut, wie viele nicht hier in einer Mauer, dort in einem Pfeiler, einem Turm, einem Gewölbe, einem Stein bleibende Zeugen ihrer Arbeiten und Kämpfe hinterlassen? Weinumschiente Achäer, sangeskundige Jonier, lydische Reiter, Syrer und Römer, Byzantiner, Mongolen und fränkische Ordensritter, Seldschuken, Osmanen, Genueser!

Auf einer Steintreppe ersteigen wir die Westecke der nördlichen Mauer. Hier öffnet sich weit hinaus unserem Blick der Golf mit seinen formgewaltigen Bergen, seinen grünen Gärten und heiter erglänzenden Ortschaften. Unter uns, in die Meeresflut hinabtauchend, die Stadt; sie selbst, von diesem Standpunkt aus gesehen, ein wirres Häusermeer. Nur zuweilen laden dunkle Däfen — es sind Cypressenhaine, die Wohnungen der Toten — das irrende Auge zur Ruhe ein. Fast unmittelbar zu unseren Füßen, weniger einladend, ein öder kahler Fleck. Aber dieser Platz war einst die Stätte schön bewegten Lebens. Hier erhob sich das antike Theater; und vor unserem geistigen Auge beginnt jetzt ein anderes Smyrna emporzusteigen, ein doppeltes, das hellenische des Pythimachos, weniger geschäftig, aber auch weniger aufdringlich, edler, wohlgeordnet und darin vielleicht dem nicht viel früher durch Alexander den Großen neu gegründeten Priene vergleichbar; dann das römische des M. Aurelius; aus dem Schutte des Erdbebens hat es der Kaiser ins Leben gerufen, und dieses Smyrna dürfen wir uns wohl viel mächtiger, selbstbewußter vorstellen, so etwa, wie der von seinem

Vorgänger begonnene Jupitertempel zu Baalbeck sich ausnimmt, und so, wie es dem großen Sinne eines Weltherrschers entsprach.

Wir wenden uns nach der anderen Seite. Nur zwei Punkte halten hier den über die anmutige Landschaft schweifenden Blick und mit ihm unsere Gedanken fest: im Hintergrunde, die Wohltaten römischer Kultur vergegenwärtigend, die Bogen eines antiken Aquädukts, und dicht vor uns, deutlich erkennbar in den Umriffen, das alte Stadion. Aber nicht hellenische Festesfreude füllt diesen Rahmen. Aus dem Brodem wüster Möbelhaufen taucht das Bild des Todes empor, ernst und gewaltig: an dieser Stelle starb, ein Opfer des Judenhasses, der greise Bischof Polycarp den Märtyrertod. Der rührend liebevolle Brief seiner Gemeinde verkündet die Schreckensszene zur Tragödie, und das Gerichtsverfahren, das er in seinem ganzen Verlauf schildert, gestaltet sich der Unzulänglichkeit des cäsarischen Rechtsstaates gegenüber zu einem überwältigenden Zeugnis für das sittliche Recht der werdenden Christuskirche: den Triumph des neuen Cäsar, des „Herrn“ in der Dornenkrone, eröffnet die Majestät des Todes (vgl. Col. 2,15).

Während wir so, in der Vergangenheit weiland, dem Niede vom Werden und Vergehen lauschen, trifft vom Hafen her mit brutaler Gewalt das Heulen der Sirene unser Ohr — vielleicht der Ruf des deutschen Schiffes, das die dienstpflichtige Jugend den vaterländischen Fahnen zuführen soll —, und von der Stadt her, ihren allzu engen Gassen entflohen, umfängt uns in dumpfem Losen das nimmer rastende Leben der Gegenwart. Es tönt dieselbe Liedweise, nur zudringlicher und verworrener.

Wir steigen die schmale erst aus türkischer Zeit stammende Treppe wieder hinunter. Eine Unebenheit am äußeren Stein einer Stufe macht mich aufmerksam; ich staune: es ist ein forinthisches Säulenkapital, auf das ich trete, und so berühren sich denn unter meines Fußes Breite zwei weit entlegene Kulturperioden, geschiedener noch durch ihren Charakter als durch die Jahrhunderte. In unserem Gebiete ist indes solch seltsame Vereinigung des Disparaten nichts Außergewöhnliches. In ihr rohes Festungsgemäuer haben die Araber gelegentlich ganze römische Riesen Säulen samt Kapital und Sockel mit eingebaut*), und antike Knäufe,

*) So in Baalbeck. Eine dieser Säulen ist verkehrt eingestellt, das Kapital nach unten. Wir lachen über diese Barbarei. Aber machen wirs mit dem uns fremden geistigen Import nicht mitunter ebenso?

Reste von Gesimsen, Schaftstücke und dergl. stoßen nicht allzu selten auf, hier in der Umfriedigung eines Fellachenhauses, dort in einer Friedhofsmauer oder in dem Steinwall eines Welis. Einst mit viel Mühe und hohem Kunstfönn hergestellt, in erhabenen Tempeln thronend, sehen sie sich jetzt mit der rohesten Schicht ihrer profanen Wittern zu gleich niederem Dienst verbunden. Und wie oft mögen sie sich nicht gar, gänzlich zerschlagen, mit dem Staub des Erdbodens vermengen? wie oft mag nicht der Wanderer, ohne Bedacht und unbewußt, über die im Schutte vereinigten mannigfaltigsten Trümmer uralter, alter und neuer Zeit dahinschreiten?

Nun nach Syrien! Bloß e i n e Stelle kann ich hier namhaft machen; aber diese ist dafür auch so gehaltvoll, daß neben ihr jede andere leer und nichtsagend erscheinen würde.

Von Beirut aus pflegt der Reisende den Ausflug zum Hundesfluß zu machen. Zwischen Felsen und Meer eingengt, ging hier, unweit der Flußmündung, die uralte Straße entlang, der jeder folgen mußte, der von Norden her die Küste des südlichen Syriens erreichen wollte. Das war auch der Weg, auf dem wiederholt die erobernden Heere vordrangen. Von solchen Heereszügen gibt nun eine Reihe von Inschriften Kunde, die an der Felswand in großen Tafeln eingemeißelt sind. Der Platz war, wie kaum ein zweiter, für die Verherrlichung eines Siegers geeignet. Tausende mußten ihren Weg diese Felswand entlang nehmen, und keinem konnte die Kunde verborgen bleiben.

Die höchstgelegene und zugleich älteste dieser Tafeln stammt von Ramses II., dem „Pharao der Bedrückung“, her (c. 1300 a. Chr.). Neben den Hieroglyphen, die seine Ruhmestaten verherrlichen, zeigt sie deutlich das Bild des Königs selbst. Dicht an ihrer Seite hat nun, mehr als sechshundert Jahre später ein anderer, in umgekehrter Richtung vordringender Herrscher, Assurhaddon, König von Assyrien, s e i n Bildnis und s e i n e n Ruhmestitel, die Eroberung Aegyptens, verewigt (c. 670). Er war der letzte assyrische König, der an diesem siegverkündenden Orte seinen Ehrenplatz fand. Nicht weniger aber als fünf seiner Vorgänger prangen hier, an tiefer gelegenen Stellen des Weges, mit ähnlichen Inschriften, die

der Welt ihre Eroberungen in Phönizien, Syrien, Palästina berichten; unter ihnen der durch den Vernichtungskrieg gegen Israel bekannte Tiglat Pileser III., der seine Tafel ebenfalls neben einer ägyptischen anbringen ließ, und Sanherib, der zwar wie jeder Bibelfundige weiß, vor Jerusalem umkehren mußte, dessen Sohn aber, der oben genannte Asarhaddon, das Endziel aller dieser syrisch-palästinensischen Kriegszüge erreichte. Zu diesen ägyptischen und assyrischen Inschriften kommen noch eine griechische, die aber fast ganz verwischt ist, zwei lateinische, die der Vollendung der um 180 v. Chr. unterhalb des uralten Saumpfadcs angelegten römischen Heerstraße gewidmet sind, eine arabische vom Anfang des 16. Jahrhunderts, die eine hier über den Fluß führende Brücke erwähnt, und endlich, ganz unten, eine alt-ägyptische verdeckend, die französische vom Jahre 1860. Sie drängt sich heute dem Fremden, der in dem gerade gegenüberliegenden Wirtshause Halt macht, zu allererst auf. Etwas abseits hingegen, auf dem gegenüberliegenden Ufer und an überwachener Stelle, hat uns der Stein noch eine andere, historisch nicht minder interessante Urkunde aufbewahrt. Sie ist erst in unseren Tagen, 2500 Jahre nach ihrer Niederlegung, wieder aufgefunden worden und betrifft den neubabylonischen Großkönig Nebukadnezar (605—562). Obgleich sie nur von seinen Bauten — das Holz dazu mußte aus den unterworfenen Ländern des Westens herbeigeschafft werden — und nichts von seinen Siegen zu erzählen weiß, bedeutet sie dennoch für ihn ein Ehren- und Siegesmal. Uns aber, die wir die ganze Reihe der Inschriften verfolgt haben, erscheint sie, um mit G. Winkler zu sprechen, „neben den übrigen wie ein Blatt in einer großen Geschichte, das nicht fehlen dürfte“.

Eine große Geschichte vergegenwärtigen uns in der Tat diese auf einem so leicht übersehbaren und so geschlossenen Raum zusammengedrängten Denkmäler. Der Eindruck ist unvergleichlich. Wir haben das Gefühl, als seien wir plötzlich zu Zuschauern eines Welt dramas geworden, dessen Verlauf sich über mehr als drei Jahrtausende erstreckt und dessen Gegenstand der Riesenkampf der Völker um die Weltherrschaft bildet. Diese erstreben zuerst, etwa seit der Mitte des zweiten Jahrtausends, die Ägypter. In langen und wiederholten Kämpfen gegen die damals mächtigen Chettiter bringen sie bis nach Palästina und Syrien, bis weit hinein nach

kleinasien, ja sogar bis zum Tigris vor. Ihr siegreicher Weg ist bezeichnet durch die Ehrentafeln ihrer Könige, vor denen wir stehen. An seinem Ende angelangt, sind sie zu Nachbarn und Rivalen der kulturell und politisch ihnen ebenbürtigen Großmacht Babylon geworden. Bevor indes der Kampf mit dieser entbrannte, war das Völkerbild ein anderes geworden. Eine neu emporgekommene Großmacht, die nach Unterwerfung Babylons dessen Kulturgüter und Herrschaftsansprüche übernommen hatte, greift zum Schwert. Assyrien war ein Militärstaat, die Assyrer ein streitbares Soldatenvolk. „Ihre Pfeile sind geschärft“, so kündigt sie der Prophet Jesais (5, 28 f.) an, „ihre Bogen gespannt; die Hufe ihrer Rosse sind gleich Riefeln und ihre Räder wie der Wirbelwind. . . Niemand vermag sich vor ihnen zu retten.“ Auch Ägypten vermochte es nicht. Wie diese Umkehrung der weltgeschichtlichen Völkerbewegung sich allmählich vollzieht, das veranschaulichen uns die Tafeln der assyrischen Könige, und daß sie sich vollzogen hat, das will, siegesbewußt, Narkhaddon sagen, wenn er der alten Ehrentafel des Ägypterkönigs die seine an die Seite stellt. Aber der Siegestraum dieses militärischen Weltreichs war bald dahin. Schon nach einem halben Jahrhundert ist es das neubabylonische Reich, das gegen Ägypten den Kampf um die Weltherrschaft führt, und bald konnte sein glänzendster Vertreter, König Nebukadnezar, der Siegestafel Narkhaddons gegenüber, den Namen des Siegers von Karkemisch der Nachwelt überliefern. Aber mit diesem letzten Zeugen altsemitischer Kraftentfaltung schließt auch der erste Teil unseres Dramas. Vor unsern Augen verändert sich die Szene. Die indogermanische Rasse nimmt den Anlauf zu ihrer welthistorischen Mission. Babylon verschwindet vom Schauplatz, und die Völker Europas treten auf den Plan. Griechische Söldnerscharen ziehen vor uns vorüber. Dem kulturfrohen Siegesmarsch Alexanders folgt hoffnungsvoll unser Blick. Ein griechisches Weltreich sieht er entstehen, zerfallen und untergehen. Und nun hören wir den festen Schritt der Legionen. Rom erobert die Welt. Kraftvoll gebietend und regierend einigt es die streitenden Völker unter seiner dauerhaften Herrschaft. Aber noch dauerhafter als diese sind die Kulturwerte, die es schuf:

„Der Kaiser M. Aurelius Antoninus Pius, Felix Augustus,
„der Besieger der Parther, Britannier und Germanen, Pontifex

„Maximus, hat die den Olycus-Fluß überhängenden Berge bearbeiten und einen breiten Weg herstellen lassen durch seine Antoinische Region.“ Mehr als anderthalb Jahrtausende hat diese Straße dem Verkehr gedient. Römischen Soldaten, Byzantinern, Arabern, Kreuzfahrern, Händlern aus aller Herren Länder hat sie ihren Weg erleichtert, bis endlich, am Ausgang des 19. Jahrhunderts, die neue entstand, auf der jetzt im federnden Kutschwagen die Orientreisenden ebenso angenehm dahinrollen wie die Luftfrischler auf einer deutschen Chaussee. Den Sprengstoffen der Neuzeit fiel sie zum Opfer. Schon dreizehn Jahrhunderte vorher war das früher gealterte Weltreich unter dem übermächtigen Anprall der jugendlichen Germanenvölker zusammengebrochen. „So schwinden alle Erdengrößen“. Am erschütterndsten trifft uns diese Predigt, wenn wir zum Schluß die französische Inschrift lesen. Sie trägt den Namen „Napoleon III“. Damals, als das französische Protektorat begründet wurde, beanspruchte der Kaiser der Franzosen noch die Leitung der Völkergeschicke. Seine Orientpolitik war nur der Ausläufer eines letzten Versuches Napoleonischer Weltmonarchie. Mit dem Ausblick auf das tragische Ende dieses Herrschers schließt unser Drama, selbst eine Welttragödie.

Auch in Palästina, im „heiligen Lande“, ist, wie wir sahen, wiederholt um die Weltherrschaft gekämpft worden. Aber die Eroberung der Welt ist dem zugefallen, der für das Gottesreich gekämpft hat. Die Namen der chettitischen, babylonischen, assyrischen, ägyptischen Seerführer kennt bis auf die wenigen, die herkömmlicherweise in den Lehrbüchern der biblischen Geschichte erwähnt werden, trotz der prahlerischen Denkmäler, durch die sie ihren Ruhm der Welt für alle Zeiten verkünden wollten, bestenfalls der Historiker. Der Name Jesus ertönt von allen Lippen, und eines steinernen Denkmals bedarf der nicht, dessen lebenspendendes Bild noch heute in Millionen dankbarer Seelen eine Stätte der Verehrung hat. Seine historische Wirksamkeit in Galiläa bezeugt kein Werk von Menschenhand, es sei denn, daß die neuerdings von den Franziskanern in Tell Hum, dem alten Kapernaum, ausgegrabene stattliche Synagoge dieselbe ist, die nach Luk. 7,5 ein

römischer Hauptmann für die Juden erbaut hatte und in der nach Mark. 1,21 f. der Zimmermannssohn durch die Gewalt seines Wortes zuerst die Herzen seiner Landsleute gewonnen hat. Ueber der Erde ist hier im Verlauf von neunzehnhundert Jahren kaum ein Stein auf dem anderen geblieben. Einsam und verlassen, reich nur noch an Trümmern, ruhen um den stillen See Genezareth herum die Gelände, die einst von Städten und Dörfern, von arbeitenden und fröhlichen Weltkindern, von sinnenden und lauten Messiaschwärmern belebt waren. Nicht ein einziges Fischerboot erblicken wir auf dem weiten Rund, dessen Wasser durch ihren Fischreichtum einst für viele eine lohnende Erwerbsquelle bildeten, und anstelle der glänzenden Hauptstadt Tiberias, die der Titularkönig Herodes Antipas dem Cäsar Tiberius zu Ehren benannt und nach Cäsarenart ausgebaut hatte, empfängt uns heute ein schmutziges Zudenest, etwa dem Ghetto einer deutsch-mittelalterlichen Stadt vergleichbar, wie denn auch sonst hier manches, so die alte Feste und selbst das Gasthaus, in dem wir Einkehr halten, uns unser Mittelalter ins Gedächtnis zurückrufen würde, bildete nicht die landschaftliche Umgebung einen allzu starken Kontrast.

Ein Kontrast anderer Art, bezeichnend für das Zusammenstoßen ganz verschiedener Kulturen an einem Punkte, überrascht uns am Südennde des Sees. Hier liegt das Dorf Samach; nicht etwa ein Dorf, wie wir es uns vorzustellen pflegen, sondern einige niedrige Lehmhütten, aus der Ferne kaum vom Erdboden zu unterscheiden. Um uns von der primitiven Kultur, mit der der Fellache sich bis in die Gegenwart hinein begnügt, ein Bild zu machen, brauchen wir uns bloß die Art zu vergegenwärtigen, wie er wohnt. Das heutige palästinensische Bauernhaus umfaßt (im Mittel) einen Raum von etwa 6 Meter Tiefe, 5 Meter Breite und 3 Meter Höhe. Und in solch engem, meist fensterlosem und dunklem Raume haufen Menschen und Tiere zusammen, nur der Würde nach durch eine kleine Erhöhung des Fußbodens von einander geschieden. Der elendeste westfälische Kotten erscheint demgegenüber wie ein Palast. Nicht viel anders hat die Masse des arbeitenden Volkes schon in vorisraelitischer Zeit hier gewohnt; das kann man aus den Häuserresten Mtjerichos schließen. Und nicht viel anders auch zu Jesu Zeit. Heute wie damals kann man das Dach manches Bauernhauses (vergl. Mark. 2,4) ohne weiteres

abheben. Und doch, heute wie anders! Nur ein par Schritte —, und wir haben einen Jahrtausende weiten Weg zurückgelegt; kulturengeschichtlich. Vor uns erhebt sich ein Bahnhofsgebäude, links und rechts zieht sich der glänzende Schienenstrang hin, der Haifa mit Damaskus, den Stapelplatz am Meere mit dem schätzereichen Mittelpunkt des Hinterlandes verbindet. Bei Derat vereinigt sich diese Linie mit der von Mekka kommenden Gedschazbahn. Hier, am Knotenpunkt, herrscht ein reges Leben von Einheimischen und Fremden, hier drängt sich das Publikum im Bahnhofsrestaurant, und hier nimmt man sein *déjeuner dinatoire* ein, ungefähr wie bei uns zu Haus. Und doch befindet man sich hier dicht an der Grenze, wo jede Zivilisation aufhört. Und wenn man es auf Augenblicke vergessen sollte, die beweglichen Beduinenzelte, die man hier und da von der Bahn aus erblickt, und die türkischen Soldaten, die diese gegen die Beduinen schützen müssen, erinnern einen immer wieder daran.

Vom Vater Abraham wird erzählt, wie er nur durch Verzicht auf die besten Weideplätze den Streit mit seinem Schwestersohn Lot vermeiden konnte, wie er sodann mit seinen Herden und seiner Sippe weit im Lande umherzog, wie er zu Ehren seiner Gäste ein Lamm schlachten und zubereiten ließ, wie er aber gelegentlich auch zu den Waffen griff und mit nicht weniger als dreihundert Knechten den Feinden nachsetzte und ihnen die Beute abjagte. Ähnlich ist Leben und Art der Beduinen bis auf den heutigen Tag. Als Nomaden durchstreifen sie fast das ganze Gebiet des Ostjordanlandes bis hinein ins Herz Arabiens; wen einer ihrer Scherchs einmal als Gast anerkannt hat, den bewirtet er auch aufs beste, oft noch ganz nach der Weise Abrahams; wen er aber als Feind ansehen darf, dem jagt er gar zu gern Pferde und Waffen ab, den Raub als die ihm rechtmäßig zukommende Beute erachtend. Im allgemeinen erscheint indes der arabische Beduine viel kriegerischer als der israelitische Patriarch. Nicht nur daß er von vornherein mit jedem Fremden auf Kriegsfuß steht, auch zwischen den verschiedenen Stämmen selbst herrscht vielfach das Fehderecht. Um den Besitz von Weideplätzen, Brunnen und dergl. wird oft heftig gekämpft, und nur selten gelingt es so wie bei Abraham, dessen Friedensliebe der biblische Bericht übrigens als etwas außergewöhnlich Rühmenswertes hervorheben will, durch Verträge den

Streit auf die Dauer beizulegen. Auch die türkische Regierung kann diesen schweifenden und kriegerischen Storden gegenüber nicht allzuviel ausrichten. Sie leisten weder Abgaben noch Militärdienst, und ihr Recht verschaffen sie sich selbst, die Waffe in der Hand. Zur Türkei stehen sie ungefähr in demselben Verhältnis wie vor dreitausend Jahren die unruhigen semitischen Stämme der Sinaihalbinsel zum alten Ägypten. Sie haben zwar eine gewisse Kultur, aber keine Zivilisation. Oives, Bürger zu werden, dagegen sträuben sie sich.

Jenseits Derat durchschneidet die Bahnlinie die fruchtbare Hochebene des Hauran. Hier bebaut im Schweife seines Angesichts der friedliche Fellache den Acker. Seit Tausenden von Jahren sieht er die Früchte seines Fleißes bedroht von ränbernden Beduinen, und heute noch, ebenso wie zu der Zeit, wo die Geschichte von Rain und dem Rains-, das heißt einem Bundes- und Erkennungszeichen entstand, zieht er es, um gegen größeren Schaden gesichert zu sein, oft vor, sich bundes- oder vertragsmäßig zu einer bestimmten Abgabe an Getreide zu verpflichten.

Während der Fahrt nach Damaskus sieht man in der Ferne braune Gesteinsmassen erscheinen, die schließlich ganz nahe an die Bahnlinie heranrücken. Das ist der Redschah, zu deutsch Schlupfwinkel, ein vulkanisch zerklüftetes Gebiet und schon seit alter Zeit ein Versteck für allerlei Leute, die sich mit einer bürgerlichen Ordnung nicht befreunden können oder wollen. Auch heute noch treibt sich hier solch gefährliches Gefindel herum, etwa vom Schlage der „mißvergünstigten Männer“, durch die David im Kampfe gegen Saul seine Philistertruppe verstärkte. Hier hatte auch der benachbarte Fellache, dessen Acker zu unserer Linken sich ausbreiten, seine schlimmsten Feinde, vor denen ihn einigermaßen zu schützen erst in allerneuester Zeit der Regierung gelungen sein soll.

Wo der Schienenstrang hinreicht, da meldet er die moderne Kultur an. Sie heimisch zu machen, das muß er dem Handel überlassen. Bequem und sicher, wie mitten im europäischen Kulturlande, trägt er uns dahin. Unser Nachbar zur Linken verpeißt als Nachtiß seinen Lattich. Von dem Obst, das er als zweiten Nachtiß genießt, bietet er höflich auch uns an, und ein Gespräch, mehr in Gesten als in Worten bestehend, entspinnt sich. Auf der anderen Seite nimmt bei der nächsten Haltestelle ein europadurch-

tränkter jüngerer Herr Blaz, ebenfalls ein Türke. Er spricht etwas französisch, zeigt uns die Getreidehalme, die er in der Hand hält, und macht uns auf kleine schwarze Flecken aufmerksam, die daran sitzen. Sie bedeuten, sagt er, eine schlimme Krankheit und sollen chemisch untersucht werden. Wir fühlen uns in einer ganz gebildeten und angenehmen Gesellschaft. Und doch bewegen wir uns stundenlang auf einer Grenzlinie, wo primitive Ackerbaukultur, zivilisationsfremdes Nomadenleben und kulturfeindliches Räubertum zusammenstoßen.

Niemand wird Palästina verlassen, und wir dürfen es auch als Berichterstatter unserer Eindrücke nicht, ohne in Jerusalem Umschau gehalten zu haben. In dieser Stadt, die aus der alten Jebusiterburg hervor- und im Laufe von Jahrhunderten durch so mannigfaltige Geschicke hindurchgegangen ist, die erst nach ihrem tragischen Fall zur höchsten Ehrenstelle sich erhoben und als die dreifach heilige das Wort des Propheten wahr gemacht hat, daß zu ihr die Völker wallen sollen, — in dieser Stadt dürften wir solche Punkte, wie wir sie suchen, am zahlreichsten zu finden hoffen. Aber wollen wir nicht enttäuscht werden, so müssen wir unsere Erwartungen stark einschränken. Wohl steht auch in Jerusalem neben der alten Stadt die neue; aber der Gegensatz ist so schneidend, daß wir die beiden, obgleich sie an manchen Stellen tatsächlich zusammengewachsen sind, in einer Gesamtvorstellung kaum zu vereinigen vermögen. Nur am Taffator zeigt sich das Verschiedenartige inniger verbunden. Die den Mauern und Türmen des Herodes gegenüberliegenden modernen Häuser und Hotels nehmen sich zwar recht unharmonisch aus, aber in dem Leben, das sich zwischen ihnen und jenen alten Bauten abspielt, schleifen sich die zu grellen Kontraste doch genügend ab. Wer einen Eindruck von dem rein orientalischen Torverkehr gewinnen will, der muß am Damaskustor Posto fassen. Die Farben sind da bunt genug, um das Bild interessant zu machen. Am Taffator sind sie gar wunderlich gemischt. Mit schmutzigen Sezen, silbernen Ketten, farbigen Armbändern behängte Fellachenweiber streben dem Markte zu, Gemüsekörbe an beiden Armen und auf dem Rücken geräumige, am Kopf hochartig befestigte Kameltaschen, in denen wohl das Kostbarste ihrer Habe verborgen sein mag. Beturbante Käufer und Verkäufer stehen herum, abwartend oder prüfend, einzeln

oder in Gruppen, und lebhaft gestikulierende Juden handeln und feilschen, daß die Schabbeslocken wackeln, während automatenhaften Ganges tief verschleierte Städterinnen sich an ihnen vorüberbewegen; sie müssen sich an der Seite der Straße halten; die Mitte beherrschen hochnäsige Kamele, dummstolz auf die Lasten, die man ihnen aufgebürdet hat. Bedächtige Esel und westöstlich kostümierte Levantiner, die sich von ihnen tragen lassen, drängen sich hindurch, und verwahrloste Gassenjungen aus dem Mogrebinerviertel schnüffeln wie ausgehungerte Hunde an Menschen und Waren herum. Mitten zwischen alledem aber tauchen Gestalten auf, die aus anderen Welten zu stammen scheinen: Amerikanerinnen der vierten Avenue im Tailor made neuesten Schnitts, russische Pilger mit Plattanäsen und in hohen Wasserstiefeln, bebrillte Professoren aus Deutschland, türkische Offiziere im knappen Waffenrock; und nun gar — es muß eben ein Zug von Jaffa heraufgekommen sein — die endlose Reihe der Droschken und Wagen, deren Insassen die Typen so ziemlich aller Kulturvölker vertreten! — Dies ganze orientalisches-occidentale Gewirre und Gewoge können wir, als wär's eine kinematographische Vorstellung, in aller Behaglichkeit vom Fenster unsres Hotels aus betrachten.

Aber schließlich treibt's uns doch hinab. Menschen und menschliche Zustände lernt man bloß kennen, wenn man mit ihnen in Verührung tritt. Wir schauen und fragen, soviel wir können: wir gucken auch in ein paar der geheimnisvollen Kameltaschen hinein, die die Marktweiber an kleinen Holzbuden — vielleicht find's türkische Schilderhäuschen — aufgehängt haben. Ein ergötzlicher Anblick! Drin stecken fast nackte Säuglinge. Sie harren geduldig der Mütter, die einstweilen noch ihren Lattich feilbieten. Brauchts da nicht auch heute wohl noch manchmal einen weisen Salomo?

Nachdem wir so die erste Neugierde befriedigt haben, wandern wir, zunächst der Bazarstraße und sodann, an der Grabeskirche vorbei, der via dolorosa folgend, zum Haram, dem geweihten Bezirk, der, wie jetzt, so auch schon vor Jahrtausenden ein Heiligtum umschloß. Selbstverständlich drängen sich bei solcher Wanderung und an solcher Stelle die Erinnerungen und die Zeiten, und manchmal treten uns diese, trotz der zerstörenden Kräfte von Natur und Menschen, die hier mehr als anderswo am Werke waren, auch noch

an einzelnen Punkten in sichtbarer Vereinigung entgegen. Ich erwähne nur die Tempelmauern. Von Salomo, sagt man, rühren die Grundlagen her. Auf ihnen ruhen die Herodianischen Riesenquadern, dieselben, die einst Jesu Jünger staunend dem Meister wiesen; sie bilden die untersten der sichtbaren Schichten. Von ihnen können wir die byzantinischen unterscheiden, und deutlich hebt sich von diesen das lodderige Mauerwerk der neueren Zeit ab — eine Zergliederung, die wir ruhig dem Maurermeister überlassen dürfen, gewährte nicht jeder der Bestandteile unserem geistigen Auge den Durchblick auf eine ganze Epoche, auf ihre Kultur und die sie kennzeichnenden Persönlichkeiten, auf ihre Schöpfungen und deren Schicksale. Und dennoch wollen wir uns jetzt bei dieser wie bei der Betrachtung ähnlicher Denkmäler nicht mehr aufhalten. Mögen auch die dabei in der Erinnerung auftauchenden Geschichtsbilder jedesmal anders aussehen, die Eindrücke würden doch nur Wiederholungen solcher sein, wie wir sie bereits geschildert haben, und wahrscheinlich schwächere.

Viel charakteristischer als das äußerlich wahrnehmbare Zusammentreffen alter und neuer Zeiten und Kulturen ist für Jerusalem der Einfluß, den die ältesten bis in die Gegenwart hinein ausüben. Ein Denkmal, das von diesem Einfluß in besonders ausgiebiger Weise zeugt, birgt der Tempelplatz selbst. Es ist Jerusalems heiliger Stein. Sowohl durch seine Lage auf einer nach drei Seiten steil abfallenden Bergeshöhe wie durch die unter ihm befindliche Höhlung war er zu einem Kultmittelpunkte wie geschaffen, und in der noch heute sichtbaren Rinne mag Jahrtausende lang in vorisraelitischer Zeit das Blut von Tier- und Menschenopfern herabgefloßen sein. Auch David hat nach der Eroberung der Jebusiterburg höchst wahrscheinlich an dieser bereits geheiligten Stätte seinem Gotte geopfert, und sicher ist, daß Salomo an ihr, vielleicht über dem alten Opfersteine selbst, den großen 1. Kön. 8,64 (vgl. 2. Chron. 4,1) erwähnten Altar errichtet hat. Hier wurden nun Jahrhunderte lang, auch nachdem das Judentum grundsätzlich den Opferkult längst überwunden hatte, und noch in derselben Periode, wo seine Weisheitsliteratur um eine rein humane Ethik sich bemühte, mit ungeschwächtem Eifer die dem Jehova — dem Gotte der Propheten! — wohlgefälligen Opfer dargebracht, bis endlich dieser rohen Gottesverehrung die Gewalt der Tatsachen ein

Ende machte. Nicht etwa die Kraft der sittlichen Ueberzeugung. Nur den noch roheren Steinfult hatte diese zu unterdrücken vermocht. Nach 2. Kön. 18,4 ließ schon Siskia, dem der Prophet Jesaja zur Seite stand, die von alters her heiligen „Massen“ zertrümmern, im nachexilischen Zeitalter wurden die „Hörner des Altars“ in ihrem ursprünglichen Sinn gar nicht mehr verstanden, und nur dank der biblisch gewordenen Patriarchengeschichte lebte die Erinnerung an den geschwundenen Kult noch fort. Der „Fels“ in Jerusalem teilte das Geschick der anderen heiligen Steine. Zertrümmert werden konnte er zwar nicht, und die Phantasie scheint sich mit ihm noch recht lange beschäftigt zu haben: in der Bildersprache einzelner Propheten und Psalmisten erklingt noch, wie aus weiter Ferne, ein Unterton seines einstmaligen Heiligtums, und der Talmud hat ihn mit einem Kranz wunderbarer Legenden umwoben; aber die kultische Verehrung eines Steines würde der gesetzkreue Jude mit Abscheu von sich gewiesen haben als einen Greuel der Abgötterei.

Da kam der Islam. Das vom Judentum so lange hochgehaltene Opfer hat er entwertet; dafür hat er den alten Opfertein zu neuen Ehren gebracht, zu höheren, als er früher je genossen. In seinem Heiligtume ist dieser Stein bis auf den heutigen Tag das „Allerheiligste“, und schützend, wie über dem Märtyrergab des ersten christlichen Apostels, wölbt sich über ihm die glänzende Kuppel eines „Doms“. An Ansehen wetteifert er mit dem schwarzen Stein in Mekka. Er, nicht die Kaaba, sollte nach der ursprünglichen Absicht Mohammeds die Gebetsrichtung bestimmen, und obgleich dieser selbst nie in Jerusalem gewesen ist, trägt er doch den Abdruck seines „Turbans“, zeigt die Spur von der „Hand des Engels“, die ihn zurückhielt, als er den Propheten in den Himmel begleiten wollte, und läßt die „Zunge“ erkennen, mit der er damals geredet hat. So vom Propheten selbst in seiner Heiligkeit beglaubigt, von den Prophetengläubigen hoch verehrt, ragt er, gleichsam ein erraticus Block aus präislamitischer Urzeit, hinein in eine ganz andersgeartete und, was das Merkwürdigste ist, in eine verhältnismäßig weit fortgeschrittene Religion.

Der Islam sollte ja die höchst entwickelten Religionen, insbesondere das Judentum, überbieten. Mit dem Glauben an den einen Gott, den Weltbeherrscher und Allbarmer, der „nicht das

Fleisch und Blut der Kamele, sondern die Gottesfurcht entgegennimmt“, steht er denn auch dem Jehovaglauben des jüdischen Volkes sicherlich nicht nach. Und dennoch schreibt er die von diesem längst verfallene altarabische Steinverehrung den Gläubigen der ganzen Welt vor — die Wallfahrt zur Kaaba hat er zu einer der fünf Grundsäulen gemacht! In Übereinstimmung mit dem Judentum und durchaus folgerichtig untersagt er die Bilderverehrung aufs strengste, und doch sind die heiligen Steine im Grunde genommen nichts anders als roheste Götzenbilder! Ebenso wenig wie das Judentum der „Propheten“ scheint er zum Stillstand verurteilt; auch Mohammed wollte „Prophet“ sein. Andere Propheten waren ihm vorangegangen. Warum sollten nicht neue nach ihm kommen? Sie sind gekommen, und der Mohammedanismus hat mancherlei Wandlungen erfahren; der Steinkult ist geblieben, und nach wie vor verehren Millionen Mohammedaner heilige Steine!

Wir stehen im „Felsendom“, wir schauen hinauf zu der hehren Kuppel, wir lassen uns die unterhalb in Goldschrift prangenden Koranverse verdeutschen, unter der Wirkung des weiten und weihetvollen Raumes fühlen wir etwas von der befreienden Majestät des alleinigen Gottes; aber dann fällt unser Blick auf den durch Schranken wohl verwahrten heiligen Stein zu unseren Füßen, und sofort empfinden wir den schreienden Widerspruch. Der gläubige Mohammedaner bleibt von diesem Widerspruch unbehelligt. — So überlegen erweist sich die Kraft alteingewurzelter, durch religiöse Sitte und Brauch gefestigter Vorstellungen. Sie spottet jeder Logik.

Drei große Kulturreligionen, die jüdische, die griechisch-römische und die christliche, hat dieser Fels über sich hinwegschreiten lassen, und er hat ihre Mißachtung überdauert. Vor Tausenden von Jahren war er den Fetischverehrern der Umgegend heilig, heute ist er der gesamten Glaubenswelt des Islams heilig. Auch dem Fremden, dessen rasch sich umwälzender Ideenwelt er plötzlich Stillstand gebietet, wird er heilig sein; aber nur als ein unerschütterlicher Zeuge für die unheimlich heilige Macht der Vergangenheit.

Und von dieser Macht fühlen wir uns in Jerusalem stets und überall umfassen.

Wobon hier die Leute leben? so hat sich wohl schon mancher gefragt, wenn er die Altstadt durchwanderte. Sie leben von der Vergangenheit. Sie leben von ihr geistig und leiblich. Geistig? Ihre geistigen Bedürfnisse sind freilich sehr gering. Nicht einmal Straßenschilder und Hausnummern sind zu sehen. Für die Post scheinen diese Leute also nicht zu existieren, und das, was die Post ihnen von draußen zu bringen hätte, Zeitungen und Tagesneuigkeiten, scheint für sie nicht zu existieren. Wenn wir wissen wollen, was ihren Geist beschäftigt, so müssen wir uns erzählen lassen, wie vor einigen Jahren die sonst so indolente mohammedanische Bevölkerung plötzlich zum leidenschaftlichsten Fanatismus erregt wurde; und warum? Ein englischer Gelehrter sollte den alten heiligen Stein entweiht haben! Oder wir müssen die Klagemauer der Juden am Tempelplatz aufsuchen. Da stehen sie in langer Reihe, Weiber und Männer, mit der Stirn die Wand fast berührend; und wie wenn ihre Vitaneien durch den Stein hindurch zu dem längst gestürzten Thron ihres Jehova dringen könnten, so erslehen sie die Erfüllung von Verheißungen, die die Geschichte für immer überholt hat. Die einen wie die andern, Mohammedaner wie Juden, fühlen instinktiv, welchen Wert für sie die Vergangenheit hat. Von ihr fristen sie ihr Dasein; auch das materielle. Ihre leiblichen Bedürfnisse sind zwar ebenfalls gering; aber sie wollen doch befriedigt sein, und die Produktion Jerusalems ist fast gleich Null. Nicht von den zahlreichen Juden und Christen will ich reden, die außerhalb der Mauern in einer der vielen Kolonien oder Wohltätigkeitsanstalten Aufnahme gefunden haben; wem anders verdanken sie diese Asyls als der Vergangenheit der heiligen Stadt? Aber die Tausende und Tausende, die die engen dumpfen Straßen der Altstadt bevölkern, die dort ihren Aram feilbieten, die da schneiden und schustern, die da herumstehen und herumgaffen? Auch für ihren fargen Lebensunterhalt sorgt die Vergangenheit. Man verweile nur ein paar Stunden am Taffator und sehe, wie, unter Cooks oder Sapags Führung, die Fremden hier hineinströmen, in ganzen Reisegesellschaften, die meisten mit reichlich versehener Börse ausgestattet und bereit, in Jerusalem einen guten Teil ihres Inhalts zurückzulassen. Oder wir gehen nach Jericho hinaus, zur österlichen Zeit. Es ist derselbe Weg, auf dem Jesus inmitten der Pilgerkarawanen nach der heiligen

Stadt hinaufzog, um das Passahfest zu feiern. Auch heute kommen sie da an, von den Taufwassern des Jordan her, in großen Scharen und in kleinen Gruppen, zu Fuß und zu Esel, Russen, Armenier, Ägypter, Griechen. Die so ankommen, bringen ebenso wenig die Reichtümer dieser Welt nach Jerusalem wie einst Jesus und seine Jünger. Aber auch sie haben die weite und mühsame Wallfahrt nicht unternommen, um eiligst wieder zurückzukehren zu ihrem „Geschäft“. Wochen-, selbst monatelang verweilen sie in Klöstern und Pilgerherbergen, und der ständige Markt vor einer der umfangreichsten dieser Anstalten beweist, daß auch bei ihnen ein Umsatz zu machen ist. Jeder Herbergsvater, Krämer, Händler, Handwerker aber, der von ihnen lebt, der lebt indirekt auch von der Vergangenheit. Denn was wollen alle diese Fremden und Pilger hier?

Mehr noch als andere Städte des Orients ist Jerusalem eine Totenstadt. Weithin, unübersehbar dehnen sich die Friedhöfe aus, und es gibt in der Umgebung kaum einen anstehenden Fels, wo nicht ein Wohlhabender, ein Vornehmer, ein Fürst sich in sorgsam abgeschlossener Höhle sein Leben auch im Tode hätte sichern wollen. Dem Fremden, der sich zwischen den Grabsteinen der Totenfelder ergeht und in die Felsgräber hineinzwängt, könt nichts so vernehmbar entgegen wie das „Gewesen“. Und dennoch ist das Hauptziel der Tausende, die wir hierher strömen sehen, ein Grab. Die meisten von ihnen wollen weiter nichts, als dieses Grab schauen, es verehren, an ihm beten. Manche kennen keinen höheren Wunsch, als hier zu beten und zu sterben, und hier zu sterben ist deshalb ihr höchster Wunsch, weil sie leben, ewig leben wollen. Diese Leute, die bei einem Grabe das Leben suchen, die suchen „den Lebendigen bei den Toten“, und was sie finden, ist nur ein Gespenst und ein gespensterhaftes Leben. An ihnen betätigt sich die unheimliche Macht der Vergangenheit, die in dieser alttheiligen Stadt am unangefochtensten zu gebieten scheint.

Auch uns verkündigt das Grab des Auferstandenen eine bessere Botschaft als die des Todes. Wenn irgend ein Denkmal der Vergangenheit uns von der fortwirkenden Kraft geschichtlich gewordenen Lebens überzeugen kann, so ist es dieses. Aber nicht in dem versteinerten Symbol des Lebens hoffen wir das wahre, das lebenszeugende Leben zu finden, sondern in dem von dort aus-

gehenden Lebensstrom der Gegenwart. Und das ist die wertvollste Lehre, die wir den Todesstätten Jerusalems entnehmen können.

Solange wir uns vom Strome des Lebens bloß hintreiben lassen, vermögen wir die Bestandteile, aus denen er sich gebildet hat und immer wieder bildet, nicht zu erkennen. Im Orient steht der Strom oft wie gebannt. Was ihm in Jahrtausenden die Geschichte zugeführt hat, hier entfaltet es sich, neben- und übereinander ausgebreitet in Denkmälern, Gebräuchen und Gefinnungen, unjerem Blick. Es sind zwar nur die Niederschläge geschichtlichen Werdens, die wir vor uns sehen, es sind nur die Schalen, die das stets sich verjüngende Leben abgeworfen hat; aber, weil Erzeugnisse und Abdrücke dieses Lebens selbst, lassen sie uns deutlich genug die Bestandteile und Formen erkennen, die seinen Inhalt und seine Wirksamkeit ausmachen. Wenn wir nun, sie vor Augen und von ihnen belehrt, auch einmal in den Strom unseres, des gegenwärtigen Lebens tiefer hinabtauchen, dann werden wir vielleicht eine überraschende Entdeckung machen. In seinen ruhigeren Wassern werden wir bei aufmerksamer Beobachtung Bestandteile und Bildungen unterscheiden, die mit den in jenen Ueberresten versteinerten Lebensäußerungen eine so auffallende Aehnlichkeit aufweisen, daß sie ihre Abstammung nicht verleugnen können. Echte, d. h. lebendig erzeugte und wirksame Geschichte wird nie tot; aber das Leben in ihr kann auch nie stille stehn. Sich unaufhaltsam schöpferisch betätigen, sich mit neuen Lebenstrieben zu immer neuen Formen verbinden, stetig umschaffend sich selbst umschaffen lassen: das ist seine einzige Daseinsweise.

„Immer wechselnd, fest sich haltend,
Nah und fern und fern und nah,
So gestaltend, umgestaltend:
Zum Erstaunen bin ich nah.“

So die lebendige Natur. Kein anderes ist auch das „heilig öffentliche Geheimnis“ des geschichtlichen Lebens. Uns, die wir das Leben der Gegenwart mitleben, ist die fernste Vergangenheit oft zum Erstaunen nah, und jenen, die sich an die toten Ueberreste der Vergangenheit klammern, ist die lebendige und immer noch Leben wirkende Vergangenheit meist erstaunlich fern. Sie leben eigentlich auch nicht vom Leben der Vergangenheit, sondern

genauer gesagt, das Leben der Vergangenheit, d. h. ein Scheinleben, dessen Bewegung nur in der Weiterziehung der Flöze besteht, die ihre Geschichte aufgehäuft hat. Wir hingegen, die wir das Leben der Gegenwart leben, leben gerade darum auch von der Vergangenheit. Wir alle. Auch die Allmodernsten, sie ahnen es bloß nicht. Aber auch wir anderen, die wir zu ängstlichen Gemütes sind, als daß wir des festen Gerüstes, das uns die Geschichte gezimmert hat, ganz entraten möchten, haben meist doch nur eine dunkle Ahnung von den lebendigen Kräften, die an ihm, seinen Grundlagen und seinen Unterbauten seit alter und uralter Zeit gearbeitet haben und bis in die Gegenwart hinein arbeiten, und gar zu leicht sind wir geneigt, die erstorbenen Bäume, aus denen sein Gebälkegefügt ist, für das Endergebnis dieser Arbeit zu halten. Was uns aber als erstorbenes Leben erscheint, ist nur der im Raum gebundene Abfall des Lebens. Das Leben selbst stirbt nicht. Wenn wir diese trostreiche Wahrheit der in räumlicher Projektion abgeschlossenen und doch immer noch fortwirkenden Geschichte des orientalischen Völkerlebens entnehmen, dann haben wir das Beste gewonnen, was der alte Orient uns zu bieten vermag. Die peinlichen Schranken unseres engbegrenzten individuellen Lebens weiten sich, und mit dem erhebenden Gefühl, in jedem Augenblick schöpferischen Lebens am ewigen Leben teilzuhaben, verlassen wir diese Stätten, die uns so viel vom Sterben und Vergehen zu verkünden hatten.

Wir saßen beim Abschiedstrunk in der Bierstube — in Jerusalem gibts zwar keine Straßenschilder, aber echtes Münchener Bier. Zwei Herren, natürlich ebenfalls Deutsche, nahmen an einem Tische neben uns Platz. Der eine mochte eine Bemerkung von mir mißverstanden haben und wandte sich an mich mit der Frage: „Nicht wahr, Sie finden auch Jerusalem abscheulich?“ Dann, auf mein verdunktes Gesicht hin: „ich finde alle diese orientalischen Städte gleich schmutzig und langweilig.“ „Ach ja,“ seufzte der andere, „wären wir erst wieder auf unserem Cincinnati!“ Dieser komfortable Riesendampfer der Sapag hatte mehrere hundert Vergnügungsreisende in Palästina ausgespieen. „Adieu, meine Herren, viel Vergnügen auf Ihrem Cincinnati!“

genauer gesagt, das Leben, dessen Bewegung besteht, die ihre Gesetze das Leben der Gegenwart der Vergangenheit. es bloß nicht. Aber müdes sind, als daß ichichte gezimmert hat nur eine dunkle Nacht seinen Grundlagen in Zeit gearbeitet haben und gar zu leicht sind sein Gefäß gefügt in Was uns aber als ergebundene Abfall in nicht. Wenn wir Projektion abgeschlossen ichichte des orientalischen das Beste gewonnen Die peinlichen Schreiebens weiten sich, und blick schöpferischen lassen wir diese Städte gehen zu verkünden

Wir saßen bei Jerusalem gibts zwar Bier. Zwei Herren einem Tische neben von mir mißverstanden Frage: „Nicht wahr? Dann, auf mein veritalischen Städte gehen seufzte der andere, „Dieser komfortable dert Vergnügungs meine Herren, viel



schein-
Flöge
e wir
von
ahmen
n Ge-
e Ge-
t doch
ihm,
ralter
eiten,
denen
halten.
Raum
irbt
licher
n Ge-
n wir
rmag.
en Le-
fugen-
ver-
Ver-

in Ze-
schener
en an
erfung
it der
lich?"
orien-
ja,"
mati!"
e hun-
Adien,

© The Tiffen Company, 2007